

# Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.-ö. Landesmuseum in Linz  
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 3

Heft 4

Oktober-Dezember 1949

## Inhalt

	Seite
Erna Blas: Hans von Hammerstein. Ein Dichter der Natur . . . . .	289
Dr. Otto Wuhel: Oberösterreichs Denkmalspflege in der Krise der Zeit . . . . .	297
DDr. Eduard Kriechbaum: Die Wallner. Zur Biologie und Psychologie der Bewohner des Kobernauserwaldes . . . . .	311
Dr. Kurt Holzer: Das Greiner Marktbuch und der Illuminator Ulrich Schreier . . . . .	325
Dr. Josef Kneidinger: Über vorgeschichtliche Spinnerlei und Weberei. Funde aus dem Mühlviertel . . . . .	331

### Bausteine zur Heimatkunde

Dr. Ernst Burgstaller: Der Beinschlitten im Volkshundehaus der Stadt Ried i. D. . . . .	338
Dipl.-Ing. Ernst Reweklowsh: Ein Getreidetransport von Ungarn nach Linz im Jahre 1772 . . . . .	344
Herbert Jandaurek: Die Altstraßen zwischen Ebelsberg und St. Florian . . . . .	347
Otto Kampmüller: Josef Kepplinger. Ein oberösterreichischer Altarbauer . . . . .	355

### Lebensbilder

Dr. Eduard Straßmahr: Primarius Dr. Josef Schider. Zum Gedenten . . . . .	360
*	
Oberösterreichische Chronik 1949 . . . . .	366

### Schrifttum

Dr. Eduard Straßmahr, Dr. Franz Pfeffer, Dr. Wilhelm Frech: Heimatkund- liches Schrifttum über Oberösterreich 1948 . . . . .	370
Buchbesprechungen . . . . .	377
Alfred Marks: Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen . . . . .	379

### Jährlich 4 Hefte

Zuschriften für die Schriftleitung (Beiträge, Besprechungsstücke) an Dr. Franz Pfeffer,  
Linz a. D., Museumstraße 14

Zuschriften für die Verwaltung (Bezug) an die Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landes-  
regierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Verleger und Eigentümer: Verlag des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstr. 7

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer, Linz a. D., Museumstraße 14

Druckstöcke: Klscheeanstalt Franz Krammer, Linz a. D., Klammstraße 3

Druck: Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7



## Oberösterreichs Denkmalpflege in der Krise der Zeit<sup>\*)</sup>

Von Dr. Otto Wuzel (Linz)

Kunst, das ist ein heiliger Hain im Leben der Völker. Geist und Seele der Zeiten offenbaren sich in ihr. Der Künstler schafft sein Werk aus sich als Einzelner und als Sprecher einer Gemeinschaft. Seine Mitbrüder prüfen es, verdammen es oder schließen ihr Herz dafür auf. Spätere Geschlechter nehmen die Verpflichtung auf sich, das für gültig empfundene Kunstwerk als Erbe und Vermächtnis zu erhalten. Liegt diese ewige Wechselwirkung von Geben, Nehmen und Erhalten bei Dichtkunst und Musik mehr im Geistigen, so treten die Bildenden Künste offen zu Tage. Bauwerke, Plastiken und Gemälde sprechen zum Auge, formen das sichtbare Antlitz einer Landschaft mit. Für das öffentliche Leben sind sie deshalb von besonderer Bedeutung. Staats- und Volksinteresse greifen mit voller Berechtigung und natürlichem inneren Antrieb in ihre Bereiche ein.

Von der Antike an gab es so neben der schaffenden Ausübung der Kunst immer eine Pflege ihrer Werke, eine Denkmalpflege. Es ließe sich eine geschichtsphilosophische Abhandlung über die geistige Entwicklung des Abendlandes erdenken, wollte man die allmähliche Ausbildung dieses Begriffes in allen Einzelheiten verfolgen. Nur so viel sei hier festgestellt: Bis in das 19. Jahrhundert stand die Bildende Kunst über der Denkmalpflege, ihre inneren Gesetze gaben den Ton an, der Künstler zerbrach Altes ungestraft, wenn es sein Genius forderte. Seit ungefähr hundert Jahren sind aber „Kunstwert“ und „Denkmalwert“ gleichberechtigt. Die Frage nach den Gründen führt zu unerschöpflichen Erörterungen. Vielleicht liegt der Schlüssel in dem Schlagwort „Historismus“. Das historische Denken hat tatsächlich im vorigen Jahrhundert einen einmaligen Höhepunkt erklommen. Doch dürfte Sedlmayr in seinem bedeutenden Buch „Verlust der Mitte“ einen besseren Weg der Erklärung weisen, wenn er vorführt, wie heute die großen Aufgaben der Kunst verloren gegangen sind, wie nichts Großes geschaffen werden kann, da immer noch ein neuer Inhalt fehlt, der die Menschen bewegen könnte. Wo das Neue versagt, muß wenigstens das Alte erhalten bleiben, um die Welt nicht ganz verarmen zu lassen.

Im glänzender Darstellung hat um die Jahrhundertwende der Linzer Kunsthistoriker Alois Riegl die Entwicklungslinie der Denkmalpflege gezeichnet<sup>1)</sup>:

\*) Diese Arbeit fußt im wesentlichen auf wertvollen schriftlichen Anregungen, die Herr Dr. Erwin Hainisch dem Verfasser in einem Brief vom 8. Juni 1948 mitteilte. Es sei ihm dafür an dieser Stelle herzlich gedankt. Das Bundesdenkmalamt Linz stellte bereitwilligst alle gewünschten Amtsalten zur Verfügung, wofür Herrn Dr. Franz Jurasek ebenfalls der beste Dank ausgesprochen sei. Die denkmalpflegerischen Angaben im Text sind durchwegs diesen Altentnommen, die man nach Ortschaften gegliedert auffinden kann.

<sup>1)</sup> A. Riegl, Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung (Wien 1903). Diese vorzügliche Abhandlung hat dem Verfasser dieses Aufsatzes wertvolle Kenntnisse vermittelt.

gewollter Denkmalwert — historischer Wert (Erinnerungswert) — Alterswert (Entwicklungswert). Er meinte damit den mühsamen Weg von dem bloßen Schuß der Ruhmes Säulen für politisch gegenständliche Heldenpersonen und Heldentaten, der Kultstätten religiös lebendiger Göttergestalten bei Griechen und Römern über die Begeisterung der italienischen Renaissance für die Antike, der erst um 1800 die übrigen germano-romanischen Völker mit ihrer romantischen Liebe zu den Zeugen der eigenen Vergangenheit folgten, bis zu der Achtung vor allem Gewordenen, die im 19. Jahrhundert den Menschen von der Geschichte gelehrt worden ist.

Stützt man sich im Gegensatz zum Kulturhistoriker auf den Juristen, auf Wilfried Kirsch<sup>2)</sup>, so erfährt man, wie die Gesetzgebung sich seit Maria Theresia mit Edikten und Dekreten über Kunstschutz zu beschäftigen begann, wie am 31. Dezember 1850 die „Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ errichtet wurde, die mit 18. Juli 1873 ein verbessertes Statut erhielt und auf „Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ umbenannt wurde, wie schließlich nach vielen Vorberatungen und Vorversuchen mit 25. September 1923 das heute noch gültige Denkmalschutzgesetz geschaffen worden ist. Beziehen wir diese Entwicklungslinie auf Oberösterreich, so läßt sich der Beginn einer eigentlichen Denkmalpflege in unserem Lande mit der Begründung des Diözesankunstvereines zeitlich festlegen. Seine Statuten wurden wohl erst am 19. März 1859 genehmigt, seit 1850 waren aber schon wertvolle Bemühungen um ihn im Gange<sup>3)</sup>. P. Florian Wimmer muß als bedeutendste Persönlichkeit dieses Zeitabschnittes herausgestellt werden. Sein völlig selbständiges Wirken für die Kunstgeschichte und die Denkmalpflege im Lande war bahnbrechend<sup>4)</sup>.

Jahrzehnte sind seitdem verstrichen. Manches konnte erreicht werden. Trotz Gesetzgebung, Behördenorganisation und öffentlicher Anteilnahme müssen wir aber die niederdrückende Feststellung treffen, daß die günstige Stunde für die Rettung wichtiger Kunstwerte unserer Heimat längst abgelaufen ist, daß überhaupt für die gesamte Denkmalpflege im Lande die Uhr auf Mitternacht rückt. Tiefgreifende Ursachen müssen daran Schuld tragen. Allgemeine Tagesfragen unserer verworrenen Zeit scheinen darin mitverwickelt zu sein. Hier soll versucht werden, die Zusammenhänge in großen, die Überfülle des Stoffes verständlich machenden Linien anzudeuten.

<sup>2)</sup> W. Kirsch, Denkmalschutz. Kommentierte Ausgabe der Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiete des Denkmalschutzes. (Wien 1937). Siehe dazu auch D. Demus, Die österreichische Denkmalpflege in: 100 Jahre Unterrichtsministerium 1848—1948, Festschrift des Bundesministeriums für Unterricht in Wien (Wien 1948).

<sup>3)</sup> Siehe Christliche Kunstblätter 1929 (Jg 70), vor allem S. 33 ff: Die Festrede des Herrn Prälaten Hofrat Dr. Johann Zöschbaur bei der Jubelfestfeier des Diözesankunstvereines anlässlich seines 70 jährigen Bestandes, gehalten im Priesterseminare am 11. Dezember 1928.

<sup>4)</sup> Christliche Kunstblätter 1890 und 1891. Nekrolog für den verstorbenen P. Florian Wimmer.

## Das Kunstdenkmal als soziologische Erscheinungsform

Die trostlosen Trümmer der Seisenburg sollen uns zur Mahnung und Belehrung dienen<sup>5)</sup>. Eine Lage in schöner Landschaft, eine reiche geschichtliche Vergangenheit und formvolle außen- und innenarchitektonische Einzelheiten haben diesem Bau seine künstlerische Bedeutung für das Land verliehen. Seine größten Werte waren: die gesamte Baugestalt, ein Renaissancebrunnen im Hof und ein auffallend studierter Wappensaal. Seit 1944 ist das Schloß eine Ruine. Der amtliche Bericht vom 8. 6. 1944 lautet: „Durch den Turmeinsturz wurde die Nord-West-Ecke des Hauptgebäudes weggerissen und die Außenwände der Verbindungszimmer zwischen großem Saal und Turm bis zum ersten Stock zum Absturz gebracht. Die anschließende Westmauer hat sich ebenfalls bis auf 5 cm vom Gebäude losgerissen. Nächstgefährdet erscheint die Süd-Ost-Ecke, wo ein Einsturz ebenfalls im Bereiche der Möglichkeit steht.“ Wie konnte es zu diesem Unglück kommen? Wie ist es überhaupt im Zeitalter der öffentlichen Denkmalpflege erklärlich? Eine Polheimerburg verfallen!

Schon im Jahre 1929 kamen die ersten mahnenden Rufe treuer Heimatfreunde nach Linz. Eine amtliche Begehung konnte aber nur mehr feststellen, daß wenig Hoffnung auf Rettung des Schlosses bestünde, daß starke Bauschäden, Risse im Mauerwerk und völlige Durchlöcherung des Daches einen Wiederherstellungsbetrag von mindestens 100.000 S bedingen würden. Diese Summe stand zu den Mitteln, die damals die Denkmalpflege zur Verfügung hatte, in keinem Verhältnis. Nicht einmal bauzeichnerische und lichtbildnerische Aufnahmen konnten erreicht werden. Wenige Jahre später, 1935, war das Schloß vollends ein zerbröckelnder, sterbender Körper. Herrenlos lag es einer wilden Plünderung preisgegeben. Archiv und Bibliothek, Säle und Kapelle standen Wetterunbilden und unverständigen Sammlern von „Reiseandenken“ offen. Der neue Besitzer, der in Innsbruck einem fargen Broterwerb nachgehen mußte, gab die Zustimmung zum Abverkauf von Türstöcken und Türrahmen an einen Antiquitätenhändler. Der Erhaltungswille konnte sich allein auf die Wappensteine im Hof, auf den Renaissancebrunnen, auf den Wappensaal und die Archivreste beschränken. Der Plan des Malers Alois Walch, in dem alten Gemäuer eine Sommerschule für christliche Kunst zu errichten, war zum Scheitern verurteilt. Grundlegender Wandel hätte nur durch die Übergabe des Schlosses an einen geldkräftigen Mäzen geschaffen werden können. So wurde auch an den Industriellen Hatschel als Käufer gedacht, ohne daß dieser Gedanke verwirklicht wurde. Erwin Hainisch schlug die Vermietung an das Militärärar vor, das im Talkessel beim Schloß einen vorzüglichen Schießplatz zur Verfügung gefunden hätte.

Anders und neu wurde die Lage, als das Gut 1936 einen Besitzer erhielt, der sich wieder fester um die Wirtschaft kümmern wollte. Von Anfang erklärte er aber, daß er an eine Erneuerung des Schlosses nur dachte, wenn Bund und Gemeinde

<sup>5)</sup> F. Selter, Burgen und Schlösser, Städte und Klöster Oberösterreichs (Linz 1925), S. 256 ff.

dazu beitragen. Sein Plan war brauchbar, er schlug vor, ihm einen zweifährigen Steuernachlaß zu gewähren; die ersparte Steuerfumme sollte einem Verein überwiesen werden, der die Rettungsarbeiten hätte leiten müssen. Das Unternehmen gedieh nur bis zu einem „Vorschlag über einen Verein zur Erhaltung des Schlosses Seisenburg“. Was half es, daß 1941 die Post nochmals Kaufabsichten trug, daß 1944 endlich 11.000 Stück Schindel bereit lagen? Von der Seisenburg sind heute nur mehr ein dickes Altenbündel und eine traurige Erinnerung verblieben. Nicht die verantwortlichen Personen, nicht die verschiedenen Besitzer des Schlosses tragen die Schuld daran. Der einzig zutreffenden Erklärung, die auch für alle ähnlichen Fälle gilt, gab Erwin Hainisch folgenden Ausdruck: „Es ist dieser Fall einer jener sehr bedauerlichen, in denen die verhängnisvollen Auswirkungen der bölligen Verarmung des Großgrundbesitzes und des Fehlens auch nur annähernd ausreichender staatlicher Mittel für Denkmalpflegearbeiten auf den Kulturbesitz unseres Vaterlandes deutlich zu Tage treten. Wenn die Erkenntnis nicht in absehbarer Zeit durchdringt, daß das fast böllige Streichen der öffentlichen Mittel, die für die Erhaltung des Kunst- und Kulturbesitzes aufgewendet werden müssen, ein verhängnisvolles Zehren an wichtigen Teilen des Volksvermögens darstellt, befürchte ich sehr, daß in wenigen Jahrzehnten auch Baudenkmale von noch größerer Bedeutung unrettbar verfallen werden.“

Die Denkmalpflege ist also auch ein soziologisches Problem. Das Antlitz der mitteleuropäischen Gesellschaft hat seit der achtundvierziger Revolution völlig neue Züge erhalten. Die alten Säulen, die durch Jahrhunderte den Staat getragen haben, sind eingestürzt. Kirche und Adel haben ihre Rollen im Wirtschaftsleben weitgehend ausgespielt. Sie scheiden auch immer mehr als entscheidende Auftraggeber der schönen Künste aus. Mit ihnen sind ihre Werke, die sie einstmals zu ihren Zwecken errichten ließen, „veraltet“. Diese gleichen heute Bettlern in einem Festkleid, das verblichen und zerfchliffen ist. Wie Lebewesen scheinen sich die alten Bauten ihrer Not zu schämen.

Wohl mag noch der ursprüngliche Besitzer leben. Dann ist er aber meist verarmt und kann die Kunstwerte seines Geschlechts nicht halten. Oder der Bau hat seinen letzten Verwendungszweck verloren, steht öde und leer und blickt mit blinden Fensterscheiben auf die Landstraße. Vielleicht hat auch ein neuer Besitzer zum ungeeigneten Kauf sich hinreißen lassen oder ist zur Übernahme gezwungen worden, wie manchmal eine kleine Pfarre die alte Stiftskirche in ihrer Gemeindefark betreten muß, wie der Bund mit Land und Gemeinden viele Bauten zu beschützen hat, die tote Räume für ihn sind.

In diese große Gruppe „überlebter“ Kunstwerte sind einzureihen: die aufgelassenen Klostergebäude mit ihren prunkvollen Klosterkirchen; die unscheinbaren, aber meist kostbaren Filialkirchen; die Schlösser; die Ruinen mittelalterlicher Burgen und die Wehranlagen alter Städte.

An diese Denkmälergruppe ist das neue, im Zeichen eines soziologischen Umschmelzungsprozesses stehende Jahrhundert mit harter Faust herangetreten. Es

paßt sie, wie es die Menschen gepaßt hat. Wohin die Entwicklung führen soll, ist heute noch nicht zu sagen. Man kann nur hoffen, daß die dunklen Prophezeiungen pessimistischer Betrachter nicht Wirklichkeit werden.

Es ist richtig, daß jene Kunstwerte einst aus praktischen Bedürfnissen entstanden sind, denen sich ein edler Schmuckdrang und Schönheitssinn zugesellt hatten. Heute bedeuten sie aber über die praktische Bestimmung und über den ästhetischen Auftrag hinaus heimatbezogene Gefühlswerte, die das Leben jedes einzelnen bereichern. Sie bestimmen wesentlich das jetzige Landschaftsbild, sie formen unser Heimatbewußtsein. Deshalb ringt die Denkmalpflege so sehr um ihren Bestand, obwohl dieses Ringen vorläufig oft einer bitteren Sisyphosarbeit gleicht. Ziel der Bemühungen muß es sein, diesen Kunstdenkmälern wieder einen praktischen Sinn zu geben, neue Träger für sie zu finden, die mit Liebe pflegen, was von altersher geschaffen worden ist, die aber auch mit dem Denkmal als gegenständlicher Gegebenheit im gegenwärtigen Alltag etwas anzufangen wissen.

Gerade im Kunsttraum Oberösterreich ist in dieser Richtung ein schönes Beispiel anzuführen; Leben, Sterben und neues Leben der Abtei Engelszell im einsamen Donautal<sup>9)</sup>.

Wilhering und Engelszell stehen im geschichtlichen Werden wie in der künstlerischen Gestaltung ihrer Klosterkirchen und Klostergebäude in engster Verbindung. Nur hatte Engelszell in seiner Abgeschiedenheit immer ein härteres Los zu tragen. Oft drohte ihm völliger Verfall. Ein verheerender Brand zu Ausgang des 17. Jahrhunderts raubte den Mönchen Obdach und Gotteshaus. Wenige Jahrzehnte später fand sich aber wieder ein tatkräftiger Abt, Leopold II. Reichl, der Klosterzucht und Klosterbau neu erstehen ließ. Ihm ist die barocke Gestalt dieses Zisterzienserklosters zu danken, die heute jeden Besucher entzückt. Denken wir doch nur an die lebensvollen Statuen des Johann Georg Abelherr und an das in Farben übersäumende Deckenfresko des Bartolomeo Altomonte an der Wierungskuppel und der Decke des Presbyteriums!

Die josephinischen Kirchenreformen schufen auch hier eine Lage, die, wie in allen aufgelassenen Klöstern Österreichs, bis heute empfindlich nachwirkt. Die alten Träger mönchischer Kultur wurden damals aus ihren Häusern verwiesen oder zumindest ihrer wirtschaftlichen Daseinsmöglichkeit beraubt, so in Engelszell am 6. Dezember 1786. Eine neue, wirklich befriedigende Verwertung des plötzlich herrenlosen Erbes gelang aber nicht. Porzellanmanufaktur und adelige Besitzer lösten einander ab, bis endlich im Jahre 1925 wieder eine Ordensgemeinschaft, die der Trappisten, in das alte Klostergebäude als junger Besitzer einziehen konnte. Ein seltener Glücksfall! Damit waren Kirche und Kloster ihrem ursprünglichen Verwendungszweck

<sup>9)</sup> Kunstgeschichtlich stammt die beste Arbeit über Engelszell von R. Gubh, Die Stiftskirchen zu Wilhering und Engelszell, Jahrbuch des Kunsthistorischen Institutes Jg 12. Zur Geschichte siehe D. Schmid, Übersichtliche Geschichte des aufgehobenen Zisterzienserklosters Engelszell in Oberösterreich, Studien aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden Jg 5 und 6. Über die Aufhebung R. Hittmair, Der Josephinische Klosterturm im Lande ob der Enns (Freiburg im Breisgau 1907), S. 394 ff.

zurückgegeben. Neue Gefahr drohte nochmals im zweiten Weltkrieg. Die Trappisten mußten wie ihre Vorgänger das Los der Verbannung tragen. Der ärmste Leidtragende dabei war die Stiftskirche. Ohne Pflege und bauliche Überwachung traten alte Schäden bedrohlich zu Tage. Das Turmdach verlangte immer dringender nach gründlicher Erneuerung, oft handbreite Risse in der Mierungskuppel ließen für die Standsicherheit des Gotteshauses das Ärgste befürchten. Damit wäre die köstliche Malarbeit Altomontes für alle Zeiten verloren gegangen. Fachliches Urteil (von Dombaumeister Matthäus Schlager erstellt) wies aber den Weg der Rettung. Der überstarke Schub des Dachstuhls wurde als Ursache der Schäden erkannt, fleißige Hände sind nun bereits am Werk, um alle Gefahren zu beseitigen und dem Lande einen unersehblichen Kunstwert zu erhalten. Engelszell lebt eben seit 1925 wieder in praktischer, zweckentsprechender Wertverteilung und kann so alle Gefährdungen überwinden.

Weit bedauerlicher ist die Lage der ehemaligen Stiftskirche Baumgartenberg, des klösterlichen Mittelpunktes des alten Machlandes nördlich der Donau<sup>7)</sup>. Nie ist diesem Bau die Würdigung geworden, die ihm nach seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung und herben Schönheit zustünde. Das Land an Mühel, Mist und Naarn ist immer arm gewesen. Es lag abseits der großen geschichtlichen Adern. Die Kunst dieser Landschaft hat daraus Vorteile gewonnen, aber auch Nachteile erlitten.

Die Vorteile für Baumgartenberg lagen darin, daß keine der großen Kunstrevolutionen restlos ihr Werk des Neubaus durchführen konnte. Romanische Schwere der Außenmauern, romanische Massigkeit der Kirchenschiffe, gotische Helle des Chores und barocker Stuck- und Freskoschmuck sind in dem Gotteshaus eine wunderbare Harmonie eingegangen. Im Chorumgang muß das ruhigste Herz zu Jubel und Ergriffenheit emporgerissen werden.

Der Nachteil der abgeschiedenen Lage des Klosters wird besonders heute drückend spürbar. Nach seiner Aufhebung am Tage des Pfingstfestes 1784 sank es von seiner Aufgabe als Kulturträger im Machland völlig herab. Es muß freilich gerechtigkeitshalber zugestanden werden, daß die wirtschaftliche Lage der Ordensgemeinschaft schon vorher sehr schwierig war. Eine bedeutende Schuldenlast bedrückte das Haus<sup>8)</sup>.

Erst in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts zeigten sich für die Bauanlagen des Klosters neue Aussichten. Die Frauen vom guten Hirten aus dem Mutterhause zu Angers kauften das Stiftsgebäude und richteten es für ihre Ordenszwecke ein, die Kirche wurde seit 1889 zum Pfarrgotteshaus. Vom Standpunkt der Denkmalpflege war damit nur eine halbe Lösung gefunden. Die prächtige, weite Kirche mit ihrem überreichen Kunstbestand konnte nur eine Belastung für die kleine bäuerliche Pfarrgemeinde darstellen. Die Geldmittel reichten allen-

<sup>7)</sup> L. Koller, Baumgartenberg, Neuburg und Diktring, ehemalige Zisterzienserklöster, Christliche Kunstblätter Jg 68, S. 25 ff.

<sup>8)</sup> R. Hittmair, S. 17 und 162 ff.

falls noch zur Instandhaltung des Daches. An eine Behebung der Feuchtigkeitschäden, die das Mauerwerk morsch machen, die Schwarzmarmorsäulen im Chorumgang erblinden lassen und die Fresken an Decke und Wänden angreifen, und an eine Beseitigung der Wurmschäden in den berühmten Chorstützen kann gar nicht gedacht werden.

Ähnliches gilt für die ehemalige Stiftskirche und jetzige Pfarrkirche *S p i t a l a m P h y r n*<sup>9)</sup>. Ihren Kunstwert zu schildern erübrigt sich wohl. Ihr Heimatwert ist besonders hoch einzuschätzen, denn die Turmhelme bilden mit der umgebenden Berglandschaft ein vollendet harmonisches Bild, das im Bewußtsein jedes heimatverbundenen Landsmannes lebt.

Der Arm des Klosteraufhebungs-Kommissärs traf diesen geistlichen Herrschaftsbereich erst im Jahre 1807. Nur für kurze Zeit zogen die Benediktiner von Sankt Blasien, die ihren uralten Sitz im Schwarzwald ebenfalls verloren hatten, in Spital ein. 1828 dachte man an eine Wiedererrichtung des Stiftes, auch Schlägl interessierte sich für den Bau und die Herrschaft. Die Verwahrlosung war damals schon weit fortgeschritten. 1841 traf schließlich ein Brand die ganze Bauanlage so stark, daß nur mehr die Kirche gerettet werden konnte. Traurig ist es zu verfolgen, wie seitdem nicht einmal für die Instandhaltung des Daches und der Türme die nötigen Geldmittel zu gewinnen waren. Wenn 1948 Blechtrümmer von den Turmhelmen herabhingen und den Straßenverkehr gefährdeten, so ist dies die bedenkliche Folge einer Verfallsentwicklung, die vor bald hundert Jahren eingesetzt hat. Man konnte sich als Eindeckungsstoff immer nur rostgefährdetes Weißblech leisten. 1910 schien eine Erneuerung unerläßlich zu sein. 2300 Kronen wären benötigt worden; die Summe war aber nicht aufzubringen. 1936 lag ein Kostenboranschlag von 8650 S vor; wieder blieb es nur bei Plänen und guten Absichten. Endlich im Jahre 1949 hat die großzügige Hilfe des Landes Oberösterreich eingesetzt, das ein Kunstwerk von so hoher Bedeutung nicht verfallen lassen wollte.

Wie viele Klöster sind vollkommen verschwunden! Wie viele haben eine trostlose Verwendung bekommen — Garsten, Suben! Wie könnte doch eine Kunst-kammer vom Reichtum Mondsees im reinsten Lichte erstrahlen!

Es ist nicht Aufgabe des Historikers, mit einer geschichtlichen Entwicklung zu rechten. Die Kirchenreformen Kaiser Josef II. verdienen eine Beleuchtung von allen Seiten<sup>10)</sup>. Auch sie bedürften ihres gerechten und sachlichen Berichterstatters. Die Denkmalpflege muß aber feststellen, daß diese Reformen in der Klosteraufhebung eine ungelöste Lage bis zum heutigen Tage hinterlassen haben. Die kaiserlichen Maßnahmen hatten freilich ein Ziel vor Augen. Ein Kabinettschreiben aus 1782 bestimmte für die aufgehobenen Klöster: „der Ueberschuss aber und nach Mass ihres Absterbens werden endlich die ganzen Einkünfte bloß und ganz allein zur

<sup>9)</sup> R. Hittmair, S. 493 ff.

<sup>10)</sup> Siehe dazu E. Winter, *Der Josephinismus und seine Geschichte*, Brünn 1943, vor allem S. 127 — 270. Interessant ist auch: *Der Josephinismus und die kaiserlichen Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche*. Aus dem Ungarischen überfetzt (Wien 1851).

Beförderung der Religion und des damit so eng verknüpften und so schuldigen Besten des Nächsten verwendet werden . . ." Mit der Errichtung der Religions- und Pfarrcasse (später Religionsfonds) war aber tatsächlich nur eine wirtschaftliche und juridische Behandlung des Problems gegeben. Wenn es in einem weiteren Kabinettschreiben vom 11. März 1782 heißt, daß in allen Städten die aufgelassenen Klöster an den Meistbietenden wegzugeben, daß ihre Kirchen und Kapellen von „allen vasis sacris und Altarsteinen zu leeren“ und ebenfalls zu veräußern seien, daß man mit den Klosterkirchen am Lande gleich verfahren solle, wenn sie nicht als Pfarrgotteshäuser Verwendung finden könnten, so offenbart sich darin der ganze rationalistische Irrtum dieser Aktion, die einen unermesslichen Kunstbestand in den luftleeren Raum hineindrängte<sup>11)</sup>. Jahrhundertealte Werte können nicht von einem zum anderen Tag abgetan werden. Sie sind auch niemals überflüssig. Wie würde zum Beispiel eine Klosterkirche von Baumgartenberg als Ruine dem Lande den ewigen Stempel der Barbarei und Verelendung aufdrücken!

Die aufgehobenen Klostergemeinschaften waren Wirtschaftskörper, die sich selbst erhielten und ihre Kunstwerke für sich und die Gläubigen aus ihren Mitteln schufen. Da sie heute nicht mehr bestehen, ihr Kunsterbe aber für Volk und Staat unerföhllich ist, gibt es nur die eine Lösung, daß die öffentliche Hand voll und ganz die finanzielle Verantwortung übernimmt. Sie besitzt ja auch in den Gütern des Religionsfonds eine wirtschaftliche Grundlage dazu. Die Klosterkirchen tragen über ihren gottesdienstlichen Zweck hinaus heute bereits einen musealen Charakter. Sie sind Schatz- und Wunderkammern heimischen Kunstschaffens. Wo ein eigener Herr abgeht, müßte eben der Staat die Museumshut übernehmen.

Neben den aufgehobenen Klöstern wurden als „überlebte“ Kunstwerte die Filialkirchen genannt. Bescheiden ist ihre Stellung. Sie scheinen nur einer geringen Beachtung wert zu sein. Für den vertrauten Kenner der heimischen Landschaft und Kultur sind sie aber Bauwerke von ganz besonderem Reiz. Ihre hohe Zeit war das späte Mittelalter und die Barocke. Glaubenssehnsucht und Wunderglaube bewegten damals die Menschenherzen mit unvorstellbarer Macht. Zur Ehre volkstümlicher Heiliger, die das Vieh heilten, Gefangene lösten, die Armen nährten und die Pest bannten, wurden in einsamsten Gotteshäusern wunderbare Altarwerke errichtet, überaus liebliche Statuen geschnitten.

So finden wir von den wenigen erhaltenen gotischen Flügelaltären im Lande drei in Filialkirchen — in Peseubach, Gebertsham und Ober-Rauchenödt. Besonders das Michaeliskirchlein im obersten Mühlviertel ist ein wahres Gnadengeschenk eines alten Meisters für alle nach ihm kommenden Geschlechter. Die Wallfahrtskirche zu St. Anna im Steinbruch in der Pfarre St. Peter am Wimberg birgt einen gotischen Kreuzweg.

Die barocken Baumeister haben meist die Baugestalt dieser Kleinkirchen unverändert belassen. Viele bekannte und unbekante Bildschnitzer gestalteten aber

<sup>11)</sup> Gesetzliche Bestimmungen über die Errichtung, Verwaltung und Verwendung der Religionsfonds der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder (Wien 1871), S. 14 ff.

Sorgenkinder  
der  
Denkmalpflege



Nach den Burgen des  
Mittelalters verfallen  
die stolzen Adelsitze  
der heimischen Renaiss-  
sance und die prunk-  
vollen Schlösser der  
oberösterreichischen Ba-  
roque. Viele sind heute  
bereits Ruinen, sind  
gestorben, wie die  
Seisenburg im  
Mmtal



Andere Schlösser liegen im Sterben, tragen nur mehr Bettlerkleid, wie das von Jakob Prandtauer  
entworfene Schloß Hohenbrunn bei St. Florian



Vergessene Kirchen in einsamen Landschaften! Völlig verarmt, tragen sie ein hartes Los. Ihr früher blühendes Leben ist zur steingrauen Sage geworden, wie im Michaelskirchlein von Ober-Rauhenödt



Die Reste alter Stadtbefestigungen werden nur selten so vorbildlich gepflegt wie in Freistadt (Eindeckungsarbeiten am Scheiblingturm)



Bedenklich ist der Verfall der alten Klosterkirchen, die Ruinen zu werden drohen, wie die Barockkirche in Spital am Pyhrn

die Inneneinrichtung neu. Manch bedeutender gotischer Kunstwert mag dabei vernichtet worden sein, es entstanden jedoch dafür prächtige Neuschöpfungen. Das Innviertel ist hier überreich. Wie schön ist doch der Hochaltar in St. Georgen an der Mattig, den Gubhy als „den Höhepunkt der plastischen Leistungen der Brüder Jörn“ bezeichnet<sup>12)</sup> Im Valentinskirchlein zu Klein-Murham hat wieder Thomas Schwantaler, wie in vielen anderen unscheinbaren Gotteshäusern zwischen Inn und Mattig, wertvolle Schnitarbeiten von seiner Hand hinterlassen.

Anderer Fialkirchen sind neben ihrer kunsthistorischen Sonderstellung überdies von allgemein geschichtlicher Wichtigkeit. Sie stellen oft seltene Geschichtsquellen dar. Hier ist vor allem die Kirche in Lorch zu nennen. Erinnerungen aus der Römerzeit und dem frühen Mittelalter knüpfen sich geheimnisvoll an ihre Mauern. Die Uferkirche zu Obernberg am Inn zeigt, um ein anderes Beispiel zu bringen, im Hochaltargemälde aus dem Jahre 1665 einen Schiffszug am Inn aus dieser Zeit — eine Darstellung, die als einzigartige kulturgeschichtliche Quelle zu werten ist.

Wie steht es nun um alle diese Baudenkmale, deren Schönheit und deren Bedeutung wir schätzen gelernt haben? Die Menschen eines Zeitalters der Aufklärung und der Technik sind schon lange nicht mehr wundergläubig. Die Jahrtage der erwähnten Kirchen sind spärlich geworden, die meisten unter ihnen besitzen keinerlei Vermögen. Bodenfeuchtigkeit ist im Mauerwerk hochgestiegen, grüne Moosschleier überziehen den Kalkverputz, die Schindeldächer werden faulig und löcherig. Über vertretene Steinplatten schreiten wir zu Altären, die selten noch frische Blumen schmücken, deren Bildwerke in den Fassungen verblaßt, im Holzkern vielfach vom Wurm angegriffen sind.

Ein Akt des Bundesdenkmalamtes vom 10. Juli 1948 (Zl. 1812/48) nennt für Oberösterreich 22 bedrohliche Fälle, die Katastrophen befürchten lassen. Die lakonische Statistik ist erschütternd. St. Wolfgang am Stein, Pfarre Aigen: sehr gefährdet, da angeblich die Grundmauern sinken; St. Sebastian zu Aurolozmünster: dem Verfall nahe; Martinskirche in Braunau: profaniert; Pesenbach, Pfarre Feldkirchen an der Donau: Bauschäden, die den gotischen Flügelaltar gefährden; Vormoos und Alschau, Pfarre Feldkirchen im Innviertel: schwere Bauschäden; Gebertsham: Schäden an der Inneneinrichtung; Lorch: Bauschäden; Spitalkirche in Mauerkirchen: seit Jahren kein Gottesdienst, da Verfall; Micheldorf, Fialkirche am Georgenberg: schwerster Verfall; Obernberg am Inn, Uferkirche: Innenschäden; Klein-Murham: sehr gefährdet.

Ein gleich erschreckender Verfallsbericht könnte über den Zustand der Schlösser im Lande erstellt werden. Ihre einstigen Besitzer haben heute meist ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung verloren. Die Bauten, die sie für ihre Wohnzwecke aufführen ließen, sind jetzt vielfach verlassen, und daher einem unerbittlichen Schicksal ausgeliefert.

<sup>12)</sup> N. Gubhy, Die Kunstdenkmäler des oberösterreichischen Innviertels (Wien. 1921), S. 46.

Abt Johann Baptist Födermayr (1716 - 1732) ließ an Stelle seines bäuerlichen Waterhauses das Jagdschloß Hohenbrunn nächst St. Florian errichten<sup>19)</sup>. Jakob Brandtauer lieferte den Plan dazu. Im Stile eines Vierkanters (36 m × 35 m) schuf der Meister ein vollendetes Barockbauwerk mit machtvollen Lauben an der Nord- und Südfront des Obergeschosses. Die Säle schmückte der Stuckmeister Holzinger mit reichem Zierat auf grünem Grund. Kunsthistorisch und kulturgeschichtlich also ein anziehendes und wertvolles Baudenkmal! Zeuge vom Machtwillen eines Barockabtes und vom Kunstwollen eines Barockbaumeisters!

Im Jahr der Fertigstellung des Schlosses starb der Bauherr und keiner seiner Nachfolger nahm sich um den Bau an. Kein Wunder, wenn Verwahrlosung und Verfall einzogen. Um 1900 richtete ein Orgelbauer seine Werkstatt darin ein. Seine Arbeit schwärzte den Stuck, im Hauptsaal löste die Erschütterung durch die Maschinen die reichen Verzierungen.

Im Jahre 1913 erkannte man die dem Denkmal drohende Gefahr und einigte sich auf einen Kostenvoranschlag von 24.000 Kronen, die Hälfte zu Lasten des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, den anderen Teil zu Lasten des Stiftes St. Florian. Für das Rettungswerk dachte man an fünf Baujahre: Dachstuhl — Entwässerung des Geländes um das Schloß — Ausbesserung der Verputzschäden an den Schaufseiten — Innenarbeiten — Fertigstellung. Der erste Weltkrieg zerstörte alle diese Pläne.

Erst im Jahre 1927 konnte sich die öffentliche Denkmalpflege wieder um das Schloß kümmern. Ihre Haupt Sorge galt damals der Errettung der schönen Stukturen. Eine Pöhlung im großen Festsaal sollte das Argste verhindern. Trotz Durchführung dieser Arbeit stürzte aber schließlich eine weite Stuckfläche ab. Ein neuerlicher Baubefund — 1939 — verlangte die Neueindeckung des Daches mit Schindeln, da sonst die Standfestigkeit des gesamten Gebäudes gefährdet würde. Dombaumeister Matthäus Schlager erstellte einen Kostenvoranschlag von 9224 R. M. für die vordringlichsten Arbeiten, die Stehrer Firma Bittermann erhielt den Arbeitsauftrag, aber der zweite große Krieg zerstörte wie im Jahre 1914 alle guten Absichten und Vorbereitungen. — Ein Baudenkmal zwischen zwei Weltkriegen! Krise der Zeit!

Nach 1945 entschloß sich endlich das Stift St. Florian selbst zur Tat, wofür ihm größter Dank gebührt. Als 1949 die Zimmerleute in Hohenbrunn einzogen, waren die Schäden allerdings schon arg fortgeschritten. Der gesamte Dachstuhl zeigte sich dringend erneuerungsbedürftig, 109 m<sup>3</sup> Holz mußten verbaut werden, um das Dach zu retten; der Kostenaufwand betrug 46.000 S. Damit ist aber eigentlich wenig geholfen. Die Frage der Eindeckung mit Schindeln ist immer noch ungelöst. Die Frage des endgültigen Verwendungszweckes ist über Vorberhandlungen zur Einrichtung eines Most- oder Jagdmuseums nicht hinaus gediehen. Es bleibt demnach die Gefahr bestehen, daß ein Brandtauerbau verfällt.

<sup>19)</sup> A. Bretschneider, Ein Beitrag zum Bauschaffen der landständischen Stifte Oberösterreichs im 17. und 18. Jahrhundert (Weida i. Thür. 1914), S. 31 ff.

Ein ähnlicher Bericht ist über Schloß Zell an der Pram zu geben<sup>14)</sup>. Als mächtiger Bau mit formvollen klassizistischen Außenfronten ist es im ganzen Innviertel gut bekannt. Die Wände der Stiegenhäuser und Gänge, Wandflächen und Decke des großen Festsaales sind mit sehenswerten Fresken des bairischen Hofmalers Christian Wink geschmückt, eines späten barocken Lobfängers der Lebens- und Sinnenfreude. Die Kartons zu diesem weltlichen Freskenschmuck wurden in der österreichischen Barockausstellung in Salzburg einem internationalen Publikum gezeigt, die Originale bröckeln langsam ab und verlöschen.

Im Jahre 1941 erklärte Graf Anton Arco-Valley als Besitzer, daß er nicht mehr in der Lage sei, den Bau zu erhalten. Von seinem Kaufangebot machte die benachbarte Gemeinde Gebrauch. Vielsach wurde in den letzten Jahren bei verwahrlosten Schlössern dieser Ausweg einer Überleitung in Gemeindeeigentum versucht. Er ist nicht als glücklich zu bezeichnen. Meist wird dem Kunstdenkmal dann ein Schicksal als Massenherberge beschieden, im Falle von Zell an der Pram verwendete man sogar den wertvollen Festsaal als Turnhalle. Im Jahre 1943 trat als neuer Käufer die deutsche Reichsbahn auf, die an eine Verwendung des Schlosses als Erholungsheim dachte und zu diesem Zwecke zunächst das weitläufige Dach erneuern ließ. Der weitere ungünstige Verlauf des Krieges zerstörte aber auch für Zell alle Pläne und Hoffnungen. Die Zimmer und Säle wurden schließlich als Lagerräume verwendet, der Verfall der Fresken konnte nicht mehr aufgehalten werden. Er ist bereits so weit fortgeschritten, daß ungefähr die Hälfte der Saaldecke Schäden zeigt. Ein Deckenbild im Gang ist völlig abgefallen, die anderen Medaillons und Szenarien sind meist stark verblaßt. Bestehen für Hohenbrunn wenigstens einige Hoffnungen, so ist für diesen Kunstwert die Lage hoffnungslos.

Diese beiden Beispiele wurden aus vielen anderen gewählt und näher beschrieben. Eine absterbende Gesellschaftsschicht zieht ihre Bauten mit sich. Diese Bauten verkörpern aber einen allgemeinen Kunstbesitz, sie sind von Staats- und Volksinteresse, da sie ein Stück Kultur des Landes darstellen.

Wir wandern von den Schlössern weiter zu den unzähligen Ruinen in engen Gebirgstälern, auf freien Waldkuppen. Sie sind die Herzkammern der Romantik in jeder heimischen Landschaft. Trotzdem ist in ihrer Pflege, in der Burgenpflege, in den letzten Jahrzehnten nichts geschehen, wenn von Ausnahmen wie Bürnstein abgesehen wird. Die Erhaltung eines romanischen Fensters in der Ruine Spielberg durch eine Ausgabe von *R.M.* 317.— im Jahre 1938 war ein kümmerlicher Einzelfall. Der Denkmalpflege ist auf diesem Gebiet ein Wirken völlig versagt, da nach dem Bombenkrieg und im Zeitalter einer ständigen Wohnungsnot eine Ruinenbewahrung auf wenig Verständnis in der Öffentlichkeit rechnen dürfte.

Dabei könnten die nötigen Sicherungsarbeiten oft mit geringem Aufwand und wenig Geld geschehen. Anzustreben wären bei allen Bauten die Herstellung der gefährdeten Standsicherheit und die Abhaltung des Niederschlagswassers. Es würde

<sup>14)</sup> *R. Gubh*, S. 115.

meist genügen, die Mauerkronen von pflanzlichen Teilen zu säubern, die lockeren Mauerstücken abzutragen und allenfalls frisch aufzumauern, die Fugen mit Kalkmörtel zu verschmieren und schließlich die Mauern mit einer doppelten Rasenziegelschicht abzudecken<sup>15)</sup>.

Die Stadt Freistadt macht auf diesem Gebiet der Denkmalpflege eine Ausnahme. Sie schützt ihre weitgehend erhaltene, mittelalterliche Stadtbefestigungsanlage mit größten Geldopfern. Das Böhmertor konnte wenigstens als Ruine erhalten werden. Das Linzertor grüßt jeden Ankömmling in seiner alten Gestalt und erst jüngst hat nach Jahrzehnten der Scheiblingturm wieder ein stilles Schindeldach erhalten. Mancher Grundbesitzer, der von seinen Vorfahren her Ruinen zu verwalten hat, könnte sich daran ein Beispiel nehmen, aber auch manche Schulklassen und Jugendgruppen wären aufzurütteln. Die Burgenpflege müßte eigentlich eine Angelegenheit der Jugend werden. Junge Hände könnten in selbstlosem Einsatz unter sachgemäßer Anleitung viel helfen.

#### Das Kunstdenkmal in der Auseinandersetzung zwischen Alterswert und Denkmalwert

Neben das soziologische Problem tritt in der Denkmalpflege besonders auch die geistige Umstellung und Einstellung unserer Zeit in Erscheinung. Das heutige Geschlecht rückt bei dieser Betrachtung in kein günstiges Licht. Es ist immer wieder die grundlegende Feststellung nötig, daß Kunst weder eine Spielerei noch eine nutzlose Tändelei ist. Auch sie dient praktischen Zwecken. Eine Kunst, getrennt vom Leben, gibt es nicht. Neben der leiblichen Notdurft muß der Mensch auch höhere Bereiche des Daseins anerkennen. Deren Dienerin ist eben die Kunst in allen ihren weiten Verzweigungen. Sie formt die religiösen Gefühle eines Volkes zu Plastik, Bild und Bauwerk, sie hebt die öffentlichen Anlagen eines Staates aus der Alltäglichkeit zur Festlichkeit, sie schmückt für Bürger, Bauer und Arbeiter Haus und Gemeinschaftsraum, damit sie sich darin wohl fühlen können, sie dient letztlich einem inneren Schmudtrieb, der den Menschen immer innewohnen wird und ihnen oft erst das Leben lebenswert macht.

Bei dem besinnlichen Gang durch ein ländliches Gotteshaus, eine städtische Hallenkirche, eine klösterliche Prunkkirche möge der Besucher immer bedenken, daß es stets heimische Auftraggeber gewesen sind, die diese Kunstwerke wollten und anregten, in Thema und Stil bestimmten, daß heimische Meister mit ihren Gefellen diese Arbeiten verrichteten. Sie müssen bei ihren Zeitgenossen für diese echte, tiefe Kunstverständnis gefunden haben, sonst ließe sich die starke Ausprägung früherer Stilepochen niemals erklären. So läßt etwa die Verbreitung eines Thomas Schwanthaler, eines Suggenbichler bis in entlegenste Dörfer die Liebe und Schätzung erkennen, die man ihnen schon zu ihrer Zeit entgegenbrachte; man wollte, daß für den Schmuck der heimischen Kirche nur das Beste als gut empfunden wurde.

<sup>15)</sup> G. Lill, Praktische Denkmalpflege (München 1941), S. 38 ff.

Dem heutigen Geschlecht ist dieses Mitleben in der Kunst und deren Einschätzung als unbedingte Lebensnotwendigkeit verloren gegangen. Große Bevölkerungsteile stehen deshalb auch der Denkmalpflege mit kultureller Stumpfheit oder plattem Materialismus gegenüber. Ritsch tritt gegen die Kunst auf, Verfall, Abverkauf und mutwillige Zerstörung hemmen vielfach den Erhaltungswillen.

Wenn im Lande unzählige Bildstöcke und Kapellen verwahrlosen, so ist das meist kein geldliches, sondern ein geistiges Problem. Das Verständnis für diese Heimattwerte ist eben abhanden gekommen. Der Bauer, dessen Vorfahren die Kapelle errichten ließen, die das Land weithin schmückt, ihr ein formvolles Schindeldach gaben und ihren barocken Sturz bei einem Bildschnitzer bestellten, lehnt heute jede Verantwortung für dieses Erbe ab. Eine Erneuerung muß ihm bezahlt werden.

Damit ist nur ein Beispiel unter vielen genannt. Empfindlicher muß aber den Heimatfreund die Geschmacksverwilderung treffen. Vom gotischen Flügelaltar gingen unsere Vorfahren zum barocken Knorpelwerk über. Das 19. Jahrhundert sank zum neugotischen Schreineraltar herab, das 20. Jahrhundert ist bei der Gipsstatue angelangt, die bewundert wird, während ein Tafelbild aus der Zeit um 1500 daneben unerkannt verkommen kann.

Am deutlichsten wurde aber das geistige Absinken unserer Zeit in dem rücksichtslosen Abverkauf von Kunstwerten in den ersten Jahren nach dem ersten Weltkrieg offenbar. Nur ein Fall sei hier erwähnt, da sein Gelingen besonders schändlich gewesen wäre, seine Verhinderung aber als Ehrenblatt in der heimischen Denkmalpflege gewertet werden muß. Im Jahre 1922 wurde für die einzigartig schöne und innige Frauensteiner Schutzmantelmadonna eine Kaufsumme von 1.5 Millionen Kronen geboten. Fünf von Hundert des Geldebetrages sollte der Vermittler erhalten. Nur ein glücklicher Zufall und rücksichtsloses Einschreiten bewahrten das wertvollste Marienheiligtum des Landes Oberösterreich vor dem Abgang in den Kunsthandel.

Für alle augenfällig wird die Auseinandersetzung zwischen Alterstwert und Gegenwartswert in der heiklen Frage der Erhaltung der Ortsbilder. Bei dem Bohn- und Ruzhaus muß die Denkmalpflege selbstverständlich zu Vergleichen bereit sein. Im Zuge unvermeidlicher Neugestaltungen jede alte Fassade zu zerstören und durch reine Zweckfronten zu ersetzen, ist aber umso weniger notwendig, als die heutige Baukunst noch nicht den Nachweis brauchbarer Geschmackslösungen erbracht hat. Wohin beim Bauen die alleinige Rücksichtnahme auf technische und zivilisatorische Gesichtspunkte führt, zeigen die trostlosen Vorstadtviertel unserer Großstädte. Ihr Bild sollte doch zur Einkehr und Umkehr bewegen. Man w o h n t nicht nur in Städten, man l e b t auch in ihnen und soll in ihren Mauern heimisch werden.

Hier liegt also eine Kampffront für die Denkmalpflege. Sie kann für Oberösterreich neben Niederlagen manche Rettungstat buchen: Die geplante Abtragung des Hartwagnerhauses in Linz (Hauptplatz Nr. 10) wurde verhindert. Der Stadt-

regulierungsplan von Wels sah die Beseitigung des Hauses Stadtplatz Nr. 46 vor. Der Plan wurde schließlich verworfen. Dem Hörnhaus in Braunau blieb seine Stuckfassade erhalten, Grein behielt sein altes Stadttheater ohne Umbau. Für die Stiftskirche in Schlierbach wurden die reichen Innenschnitzereien gerettet. Damit sind wenigstens einige Beispiele genannt.

\*

Die Denkmalpflege in der Krise der Zeit! Es wurde ein Betrachtungswinkel gewählt, der aus dem unermesslichen Arbeitsfeld nur einen Abschnitt heraus hob, allerdings den aktuellsten. Raummangel und thematische Verschiedenheit erlauben nicht, die anderen Gebiete der Denkmalpflege zu behandeln, die lauten: Das Kunstdenkmal und die Erhaltung seiner materiellen Substanz gegen Witterungseinflüsse, physikalische und chemische Schädigungen und gegen Wurmbefall; die Denkmalpflege im Dienste der Kunstforschung.

Es ist auch nicht angängig, diese verschiedenen Teilgebiete streng voneinander zu trennen. Die Denkmalpflege ist ein lebendiger Organismus, der in seiner Ganzheit aufgefaßt und verstanden sein will. Ziel des Aufsatzes war es, die Denkmalpflege von heute in ein übersichtliches System zu bringen und ihre tieferen Hintergründe aufzuzeigen.

Ziel des Aufsatzes war es aber auch, den vielen Werten, die Alois Riegl für die Denkmalpflege aufgestellt hat, einen neuen, eindrucksvolleren anzureihen — den Heimatwert. Aus gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Gebundenheit sind heute die meisten Kunstdenkmale in das Bewußtsein des gesamten Volkes eingetreten. Sie bilden zusammen mit den Elementen der Natur das Landschaftsbild und damit das Heimatgefühl jedes Einzelnen von uns. Sie können dadurch endlich einen wirkungsvollen Schutz fordern. Es sei die Warnung aufgestellt: Der Verfall unseres Denkmälerbestandes würde das Bild der Heimat verändern und verunstalten.

Die Lichtbilder zu diesem Aufsatz stammen von Dr. Hainisch, vom Denkmalamt Linz, von Obermayer und Hubmann.